

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

178 (2.8.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 57

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 57.

Karlsruhe, Freitag den 2. August 1912.

32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 57:

Das Abendessen. — Vom deutschen Laubwals. — Merlei. — Für unsere Frauen.

Das Abendessen.

6 Von Ferdinand Madlinger.

(Fortsetzung.)

Die Frau machte aber keine Miene, auf den Wunsch eingehen und da auch der Gast auf der Fortsetzung bestand, hätte sie siederlich fortgelesen, wenn nicht in demselben Augenblick ein großes Unglück passiert wäre.

Das Bertholdchen wollte nämlich seiner Schwester die Käseplatte über den Tisch hinübergelassen; er hatte aber das Messer so ungeachtet auf den Rand gelegt, daß es herunterkippte und flirrend in seinen geschliffenen Römer fiel. Das halbvolle Glas stürzte um, schlug im Fallen ein Stück aus der feinen Obstschale heraus und ging dabei selbst in Stücke.

„Ach Gott! Ach Gott! Mein Obdteller,“ schrie die Frau erschrocken.

„Du Lausbu, kannst nit acht gewwe?“ fuhr ihn der Vater so wütend an, daß dem Jungen das Wasser in die Augen trat. Die Alte jammerte weiter und schlug die Hände zusammen.

„Mein schöner Vorzandeller! Ich habw'n zur Hochzeit gekriecht von der Tante Lottche. Un den schöne, neie Römer! Sm! hm! hm!“

Die geistreiche Tochter wollte die Mutter trösten und sagte:

„Ich gradlier' der, Mamme, Schertwe bedeiite doch Gliid!“

Aber es achtete niemand darauf. Wie die Mutter nun das Bertholdchen tränend dastehen sah, siegte in ihr doch die Liebe über den anfänglichen Zorn und ihre Vorwürfe verstummten. Za sie mahnte sogar ihren Mann:

„Du brauchst awwer aa nit glei so zu schenme! Sezt weint's Bertholdche.“

„s is doch aa wöhr,“ versetzte der Mann ärgerlich, „do kann ich mich uffrege iwover den Lausbu. Der geht jetzt ins Bett! Alla marisch!“

Und in einem Anflug von Energie riß er dem Knaben die Serviette vom Hals und warf sie auf den Tisch. Frau Singer ließ die Scherben des Römers und der Platte sorgfältig auflesen und trodnete den roten Weinfleck mit Bertholdchens Serviette.

Die beachädigte Obstschale war Thüringer Porzellan, hatte die Gestalt eines am Rande aufgekrempten Blattes und war mit kleinen Blümchen bemalt. Als die Frau den Schaden genau betrachtete und die Scherben mit der Hand hineinpackte, brach ihr Unmut doch noch einmal hervor und sie schrie:

„Geh' mer nur gleich ins Bett, du; ich kann dich nit gude.“

Das betrübte Bertholdchen erwiderte nichts als: „So—o—o!“ Und er zog das Wort durch die ganze Tondeleiter, von oben nach unten und wieder hinauf.

„Un wenn ich sag, du gehst in dei' Bett, dann gehst in dei' Bett. Do gibst gar kei' So—o.“

„Ich will awwer nonet.“

„Un jetz gehst grad. Do sechst dich her.“

Durch den Widerspruch gereizt, zog die Mutter den Jungen aufs Sofa und begann, dem eigenfinnig Strampelnden die Schuhe aufzuziehen. Der Knabe murrte und brummelte, bis ihm die Mutter in der Aufregung eins auf den Kopf schlug.

Da begann er, laut zu plärren. Seine Unterlippe zog sich breit und stülpte sich um; er verzog das Gesicht zu einer furchtbaren Seufzfrage und aus den zusammengekniffenen Augenliden perlten helle Tränen.

ten ins Gewicht fallen würden. Ganz so gefährlich scheint man diese Eventualitäten heute doch nicht mehr zu finden.

Die Prinzessin und — die andern. Als eine Folge des Staatschristentums ist es zu bezeichnen, daß in Preußen die Kirchenbehörden noch immer angelehnt der bevorstehenden Niederkunft von Prinzessinnen öffentliche Fürbitte anordnen müssen, wie es jetzt wieder für die Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen geschehen ist. Ein Berliner Geistlicher hat, um seinem Gewissen nichts zu vergeben, diese Kangelabfindungen in folgendem Wortlaut erfolgen lassen:

„Auf Anordnung des königlichen Konsistoriums soll für die Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen Fürbitte getan werden, weil sie demnächst ihrer Entbindung entgegensteht. Da vor Gott kein Ansehen der Person gilt und im deutschen Volke viel Frauen in gleicher Lage der Fürbitte bedürfen, darunter viele besonders dringend, weil sie menschlicher Hilfe entraten müssen, so legen wir die Not aller Frauen gleichzeitig mit der der Frau Prinzessin dem ewigen Gott ans Herz und bitten ihn: Herr, siehe ihnen bei, wenn ihre Stunde kommt und bewahre sie vor Leibes- und Lebensgefahr kraft deiner Liebe! Amen!“

Vielleicht empfiehlt sich, so bemerkt dazu die „Kirchlich-liberale Zeitungskorrespondenz“, diese Fassung zum allgemeinen Gebrauch bei ähnlichen Fällen, wenn nicht inzwischen die kirchlichen Behörden an der zuständigen Stelle die Aufhebung dieser ganzen Aergernis erregenden Sitte erwirkt haben. Da werden sie die Anordnung wohl lieber aufheben, wenn die Prinzessinnen nichts anderes sein sollen als ganz gewöhnliche Mütter.

Masochisten. Die Frauenfrage macht den Konservativen allerlei Schwierigkeiten, und insbesondere die „Deutsche Tageszeitung“ weiß nicht mehr recht, wie sie sich verhalten soll. Erst hat sie den Aufruf zur Begründung des Bundes zur Bekämpfung der Frauenemanzipation begeistert begrüßt. Dann mußte sie ebenso wie die „Kreuzzeitung“ ihre Spalten Paula Mueller, der Führerin der deutsch-evangelischen Frauen, öffnen, die vom konservativen Standpunkt aus jenem Bund zu Leibe rüfte. Dafür hält sich die Redaktion aber jetzt wieder durch den Artikel eines Dr. Herbert Stegemann schadlos, der durchaus wieder den Geist atmet, den Herr Dr. Dertel seinem Blatte eingehaucht hat. Stegemann geht gegen die Männer vor, die für die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Frauen eintreten und sagt kurz und deutlich:

„Ich bin geneigt, einen Frauenrechtler von vornherein als einen Masochisten anzusehen.“

Allerdings will er diese Masochisten frei umherlaufen lassen: „Wollte man all diese bedadenten Geschöpfe internieren, wie es wohl zunächst der gesunde Instinkt fordert, so hätte man viel zu tun und schließlich ist es für den steuerzahlenden Bürger eine Zumutung, zum Unterhalte dieser unnützlichen und tranten Individuen Geldbeiträge zu leisten. Also lasse man sie ungeschoren, so lange sie sich nicht, wie das in England jetzt vielleicht der Fall sein wird, gegen bestehende Gesetze vergehen.“

Schade, sonst wäre man ja mit einem Schlage die Sozialdemokraten losgeworden. Man hätte sie samt und sonders als Masochisten interniert. Aber, was wird nun Paula Mueller sagen?

Eine Antirad-Revolution in Ostafrika. Dem „Daily Telegraph“ berichtet man aus Lissabon: Die Stadt Inhambane, Verwaltungshauptstadt der Provinz Mozambique an der Küste von Portugiesisch-Ostafrika, befindet sich in heller Empörung gegen ein Dekret des Gouverneurs, der allen eingeborenen Frauen fund und zu wissen tat, daß sie fortan einen Rock zu tragen hätten. Zuerst empörten sich die indischen Händlerinnen, die ganze Hausen von Schals und anderen Tüchern, wie sie bis jetzt die Frauenmode von Inhambane darstellten, auf Lager haben und durch den Ukas des Gouverneurs ihren ganzen Handel ruiniert sahen. Zum Zeichen des Protestes schlossen sie ohne weiteres ihre Läden. Dann ließen die vielen Landfrauen, die sich jeden Morgen nach der Stadt zu begeben pflegen, um Eier und Gemüse zu verkaufen, dem Gouverneur mitteilen, daß sie, wenn das Dekret nicht zurückgenommen werden sollte, die Stadt aushungern und keine Eier und Milch mehr bringen würden; sie hielten die Kleiderverordnung des banausischen Europäers geradezu für einen Verstoß gegen Moral und Vestibelt! und für einen blutigen Schimpf, der ihrer Frauenehre angetan würde. Schließlich drohten Tausende von Frauen, die in der Stadt und in der Umgegend wohnen, in Massen auszuwandern und sich einen Wohnsitz zu suchen, an welchem Frauenräd als etwas durchaus Ueberflüssiges betrachtet werden. Die Opposition gegen die neue Mode gestaltete sich so bedrohlich, daß der Gouverneur seine Verfügung vorläufig zurückgenommen hat. Der drohliche Vorfall hat in kolonialen Kreisen große Heiterkeit hervorgerufen.



falls. Schon jahrelang gingen sie auf die Straße; das Arbeitshaus und das Gefängnis waren ihnen gut bekannt.

Doch wenn das Kind da war, wollte sie arbeiten, ihre Näherei aufnehmen, damit das Kleine seine Ordnung hatte. Ihre ganze Hoffnung auf ein besseres Dasein schien für sie in dem noch ungeborenen Geschöpf zu liegen, ihre schlummernde Kraft würde erwachen und dem Kinde eine richtige Mutter geben.

Sie sagte es in ganz einfachen, selbstverständlichen Worten, für sie war die Mutterschaft Erlösung. — Ich sah sie an und entdeckte ein durch schwere Malaria verengtes Becken. Am besten war es, sie einer Klinik zu überweisen. In diesem Raum war ein operatives Arbeiten beinahe unmöglich.

Ich sagte es ihr. — Sie wurde totenblau und mit einer Leidenschaft, die mich erschütterte, bat sie mich, sie zu Hause zu lassen. — Die Studenten würden ihr Kind töten, sie wolle nicht als Leihobjekt dienen. Ich sollte bei ihr bleiben und einen Privatrat holen, sie wolle ihn später bezahlen.

Ihre heiße Bitte erfüllte ich und ließ einen jungen Arzt kommen, der noch nicht ganz den Idealismus seines Berufes verloren hatte.

Stunde um Stunde saßen wir am Lager der Leidenden. Durch das Zimmer dröhnte das Strampeln und Ausstoßen der Pferde, unzählige Fliegen schwärzten um uns herum und ließen die Luft doppelt peinvoll empfinden. Die kleine Petroleumlampe brannte trübe, einen unangenehmen Geruch verbreitend, der starke Zypol- und ein aufdringlicher Moschusduft verursachten Uebelkeit.

Die Frau litt unendlich; sie klammerte sich an den Arzt und er stützte sie mit unendlicher Parteilichkeit. Die Nacht brach an, kein Fortschritt war zu bemerken und wir sandten nach einem zweiten Arzt, der eine Narotose machen sollte, damit wir die Frau durch Kunsthilfe entbinden konnten.

„Das Kind — lieber Herr Doktor, o, machen Sie es nicht tot.“ — Noch im Einschlafen flehte sie in aufgeregten Lauten um Warmherzigkeit.

Es war eine harte Arbeit. Die Chloroformierte schlief tief und fest, unermüdlich versuchte der Arzt, die Frau hin zu drehen, jeden Wunsch des Operierenden erfüllend.

„Herr Kollege, das ist unmöglich, perforieren sie doch —“ ein wenig nervös klingen des zweiten Arztes Worte, die bestäubende Luft und das Milieu macht ihn ungeduldig. Was liegt an dem Leben des Kindes?

Aber der Arbeitende läßt nicht nach, große Schweifstropfen perlen von seinem Gesicht und seine Hände beginnen vor Anstrengung zu zittern. Und, als wolle er durch seinen Willen dem Kinde das Leben geben, berührte er ein letztes Mal — und hat Erfolg. — Ein starker Knabe schreit und erweckt mit seinem hellen Stimmchen die schlafende Mutter, die mit blauen Lippen uns glücklich anlächelt.

Es dämmerte bereits der Tag, als wir die Frau verließen, denn es hatte noch einen bitteren Kampf mit Gebakter Tod gegeben, der wartend hinter der Türe stand und durchaus nicht mit leeren Händen gehen wollte.

Aber er unterlag, auch die Mutter wurde gerettet und noch nach Jahren besuchte sie mich mit ihrem hübschen, blondblonden Kinde, dem sie Vater und Mutter zugleich war.

Vom Frauenstudium. Aus Kristiania wird berichtet, daß dort ein Fräulein Elise Sem die letzte der vorgeschriebenen Prüfungen als Advokat beim Obersten Gerichtshof abgelegt hat, einer Stellung, zu der nur sehr wenige, besonders befähigte Juristen zugelassen werden. Frä. Sem, die im Jahre 1901 der erste weibliche Rechtsanwältin im Lande wurde, ist jetzt auch der erste weibliche Advokat beim Obersten Gerichtshof Norwegens.

Weibliche Rechtsanwältinnen in Italien. Die einzige Tochter des bekannten Marzisten Antonio Labriola hat soeben in Rom ihre Eintragung in die Liste der ausübenden Rechtsanwältinnen zu der nur sehr wenige, besonders befähigte Juristen zugelassen werden. Frä. Sem, die im Jahre 1901 der erste weibliche Rechtsanwältin im Lande wurde, ist jetzt auch der erste weibliche Advokat beim Obersten Gerichtshof Norwegens. Die einzige Tochter des bekannten Marzisten Antonio Labriola hat soeben in Rom ihre Eintragung in die Liste der ausübenden Rechtsanwältinnen zu der nur sehr wenige, besonders befähigte Juristen zugelassen werden. Frä. Sem, die im Jahre 1901 der erste weibliche Rechtsanwältin im Lande wurde, ist jetzt auch der erste weibliche Advokat beim Obersten Gerichtshof Norwegens. Die einzige Tochter des bekannten Marzisten Antonio Labriola hat soeben in Rom ihre Eintragung in die Liste der ausübenden Rechtsanwältinnen zu der nur sehr wenige, besonders befähigte Juristen zugelassen werden. Frä. Sem, die im Jahre 1901 der erste weibliche Rechtsanwältin im Lande wurde, ist jetzt auch der erste weibliche Advokat beim Obersten Gerichtshof Norwegens.

Jetzt kam aber der Vater auch ins Roden und schrie: „Du mußt e heiligs Dannerwetter verschlage, du Malefiztrampe; gehst nit naus in dei' Bett? Do sag em Herr Professor Gutnacht.“

Das Bertholdchen hatte aber einmal seinen Kopf aufgesetzt und mochte nicht. Die Eltern gaben schließlich nach und ließen ihn noch eine Weile strümpfig am Tisch Platz nehmen. Die Mutter war durch die Anstrengung mit dem Bengel ganz weiß geworden und zitterte vor Aufregung.

„Des is halt unser Sorgekind,“ keuchte sie. Und der Alte warf ihm noch einmal hin:

„Du mußt dich gleich von deiner schönsten Seit' zeige, wann en Herr Lehrer da is.“

Der Bub warf einen feindseligen Blick auf den Fremden, der das Kind scharf beobachtete. Schließlich fragte Eckert, was sie einmal mit dem Jungen anzufangen gedächten.

Wie aus einem Mund gaben die beiden Alten zur Antwort: „Rechtsanwalt!“

„So, Rechtsanwalt! Der werd sei' Lebtag kei' Rechtsanwält,“ spottete die Tochter ungläubig, was ihr einen bitterbösen Blick von der Mutter eintrug.

Um den Knaben aufzumuntern, ergriff der Lehrer zum Schein dessen Partei und entgegnete dem Fräulein:

„Warum denn nicht? Er soll nur tüchtig lernen und gute Zeugnisse heimbringen.“

„Ja, ja,“ seufzte die Mutter tief, „das Lernen.“

Es folgte ein vielstündiges Stillschweigen, das dem Lehrer Zeit genug ließ, um allerlei Betrachtungen anzustellen. Es wollte ihm bedünken, daß er dem Geheimnis dieser Einladung noch genauer auf die Spur käme, als vorher. War es diesen Leuten wirklich so sehr um seine Bekanntschaft mit ihrer Tochter zu tun? Entsprang ihr Interesse an ihm nicht einer tieferen Quelle?

Nach geraumer Zeit hub die Mutter aufs neue an, nachdem sie sich zurechtgesetzt hatte, wie um eine große Rede zu beginnen:

„Sehe Se, Herr Eckert, des is unser größte Sorg'. Der Bu will halt gar nit lerne.“

Man sah deutlich, welche Ueberwindung dieses Geständnis die Frau kostete. Auch schien sie das kaum Gesprochene gleich zu bereuen.

Um zu verhüten, daß sich in dem Lehrer ein gar zu scharfer Eindruck von den Fähigkeiten ihres Sohnes festsetze, suchte der Vater die Worte seiner Frau ein wenig abzuschwächen.

„No, no,“ polterte er, „so arg mußt's nit mache, Jda. Wisse Se, Herr Eckert, er is grad e bissel zurüd; er kommt halt in der Volksschul' so schwer mit, weil sich die Lehrer keine Müß' mit ihm gewwe.“

Und die Frau fügte zur Entschuldigung bei:

„Wisse Se, er hat emal die Masern g'habt, und do kann doch e bissel zurückgebliewe sein. Jetzt meine mer halt, wann er in die Realschul' gänget, wär's besser for'n, weil die Lehrer dort nit so streng sin.“

„Jetzt meint halt mei' Frau, Sie könnte uns vielleicht en Rat gewwe; mei' Frau hat g'facht, mer wolle gleich zum Schmied gehe, statt zum Schmiedle.“

Das war wieder eine echt Singerische Schmiedelei. Eckert tat, als hätte er sie überhört und fragte rasch:

„Welchen Platz hat er denn im Zeugnis?“

„Daß ich's grad sag: Leschter unner stroweneverzdich der Lausbu,“ berichtete der Vater zögernd.

Eckert zog die Stirne bedenklich in Falten. Was konnte man da sagen! Rechtsanwält soll der ungebildete Bursche werden! Als Leschter unter siebenundvierzig! Und in die Realschule sollte er, weil dort die Lehrer nicht so streng sind! Merkwürdige Ansichten! Waren denn diese Leute vor den Kopf gestoßen?

Die Eltern warteten auf Antwort, und Eckert sagte daher nach kurzem Ueberlegen:

„Ja würde Ihnen dringend empfehlen, lassen Sie Ihren Sohn mindestens noch ein Jahrchen in der Volksschule.“

„Nein, nein, unter gar keinen Umständen,“ fiel die Frau rasch und energisch ein. „Er lernt doch nichts drin und macht bloß dummes Zeug mit den Lausbuben.“

„Aber er ist ja noch so jung, gnädige Frau.“

„Trüben, unser Nachbar, der Metzger Schlaile, hat auch einen Kub in seinem Alter; der kommt bis Herbst auch in die Realschule. Und drunten, 's Franks ihrer auch. Nein, nein, in die Volksschule darf er nicht länger.“

Wenn die Frau Singer etwas auf hochdeutsch aussprach, dann klang es so bestimmt und wohlüberlegt, daß jeder Widerspruch erstarb.

„Sie sagten doch vorher, er lernt so schlecht!“ wandte der Lehrer zaghaft ein.

„Ja,“ begütigte ihn der Alte und nahm das Sorgenkind wieder liebevoll in seinen Arm, „in der Realschul' lernt er dann sei' Sach' schon, gell Bertholdische?“

„Ob er aber den Anforderungen standhält? Bedenken Sie die vielen Fächer: Rechnen, Latein, Französisch —“

„No, des bissel Französisch, des lern' ich ihm daheim schon. Gell Bertholdische? Ach, deh, droa, gatt.“

„Und wenn er zum Herr Edert in die Schule muß,“ sagte die Mutter zu dem Kinde, „dann lernt er vielleicht auch lieber. Die Hauptsache wäre, daß er nekommt, immer wisse Se, ich glaab als, daß er die Aufnahmsprüfung mit besteht.“

Es gelang dem Lehrer, diese Besorgnis der Frau zu zerstreuen. Die Bedingungen seien leicht. Die Realschule fordere von dem Eintretenden bloß, daß er ordentlich deutsch und lateinisch schreiben und das Einmaleins könne.

Der Mutter wurde ordentlich leicht bei dieser beruhigenden Mitteilung, und sie befahl Bertholdchen, rasch seine Schreibhefte zu holen und sie dem Herrn Lehrer vorzulegen.

Da unterdessen der Tisch abgeräumt werden sollte, erhob sich die Gesellschaft und begab sich wieder in den anstößenden Salon. Auf einen Wink der Mama setzte sich die Tochter an das Klavier und spielte einen Auszug aus einer damals sehr gangbaren Operette.

Die Sorge um das Bertholdchen lag der Mutter zu nah, als daß sie während der Musik hätte schweigen können. Sie setzte unbekümmert die Unterhaltung fort, nur lauter, schreiender.

Als der Knabe nach einiger Zeit mürrisch seinen Schulranzen herbeischleifte, entnahm ihm die Mama eiskalt ein paar Hefte. Es waren recht schmutzige Hefte in blauen Umschlägen, mit zahlreichen Fettsflecken, Medsen und Gels-ohren versehen und inwendig vollgedruckt mit der großen, schülerhaften Steilschrift.

„Er könnt' viel schöner schreiben und ohne soviel Dofen, wann er wollt,“ versicherte die Mutter.

Edert blätterte die Hefte aufmerksam durch und gab schließlich sein Urteil dahin ab, der Junge müsse noch viel lateinische Schrift üben und im Rechnen tüten Nachhilfestunden not.“

„Kind, — du kannst tanzen —“ fiel in diesem Augenblick der lustige Papa, zur Musik singend, ein und suchte mit den Armen in der Luft herum, wie ein Kapellmeister.

Um sich verständlich zu machen, mußte die Frau dem Lehrer in die Ohren schreien:

„Meinen Sie, daß er dann aufgenommen wird?“

Der Lehrer nickte und antwortete ebenfalls sehr laut: „Wenn Sie wünschen, kann ich ja in einigen Wochen mal nachsehen und eine kleine Vorprüfung mit ihm abnehmen.“

„Wie?“

„Kind, — du kannst tanzen —“ wiederholte der Vater seinen Gesang.

„Ja will ihn selbst mal prüfen, prüfen,“ sagte der Lehrer, indem er mit dem Finger auf sich deutete. Die Frau verstand und strahlte vor Freude.

„Da wäre ich Ihnen arg dankbar, Herr Edert. Und vielleicht sind Sie auch so freundlich und geben ihm selbst die Nachensunden?“

Zum großen Schmerz der Frau schüttelte Edert den Kopf. Er könne diesem Ersuchen nicht willfahren, denn

er sei Sprachlehrer und wolle als solcher seinen mathematischen Kollegen nicht den Verdienst wegschnappen.

Frau Singer konnte wegen des musikalischen Lärms nicht alle Worte verstehen und war froh, als die Tochter endlich die vollen Schlussakkorde griff. Die Künstlerin drehte sich auf dem Klavierstuhl herum und nahm Ederts Lobprüche über ihr Spiel wohlgefällig entgegen.

Inzwischen hatte Frau Singer ihrem Gatten mitgeteilt, was sie mit Herrn Edert besprochen und sie wurden beide sehr aufgeräumt, weil ihnen der Lehrer so viel Hoffnungen machte und ihren schweren Kummer so sehr erleichterte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom deutschen Laubwald.

Alljährlich lockt unwiderstehlich die wildromantische Hochgebirgswelt mit ihrem schroffen Gefels und würzigen Lannenduft die erholungsuchende und im Besitze der dazu nötigen Kleingelder befindliche Menschheit in den erquickenden Schatten ihrer ersten Nadelwälder und fast ebenso große Scharen eilen aus den dumpfen Mauern der Großstadt hinaus an den freien Seestrand, sich gesund zu baden in brandenden Meereswogen und die abgebehten Nerden neu zu beleben unter dem Saude salzgeschwängelter Luft. Meer und Gebirge haben daher ungezählte begeisterte Schilderer gefunden. Aber eine unserer eigenartigsten und reizendsten Landschaftsformen im Gegenfatz hierzu ist von der Naturästhetik der Gegenwart in auffälliger Weise vernachlässigt worden. Der „Kosmos“ Mitarbeiter Dr. Zehl nennt dieses Gegenstück des Gebirgsfortes den Auenwald. Er umsäumt trotz aller Waldverbrennung in urwüchsiger Kraft noch so manchen deutschen Strom und Fluß und ist schöner und bunter nicht zu finden als an der Donau bei Wien, an der Oder bei Breslau und an der March längs der ungarischen Grenze. Freilich, gerade zur Hauptreisezeit im Sommer zeigt sich der Auenwald nicht von seiner vorteilhaftesten Seite; denn entweder ist er dann bei Regengüssen grundlos, schwer zugänglich und teilweise überschwemmt, oder er haucht bei trockenem Wetter häßliche, oft gesundheitschädliche Dünste aus und auf jeden Fall ist er belebt von Tausenden und Abertausenden blutdürstiger Stechmücken, die empfindlicheren Menschen seinen Besuch wohl zu verleben instandene sind. Aber der wahre Naturfreund kümmert sich um das wenig und er wird überdies, da ihm daran gelegen ist, das Tier- und Pflanzenleben der Heimat zu beobachten, seine Erholungszeit nicht in den toten Hochsommer, sondern nach Möglichkeit in den Frühling oder den Herbst verlegen und zu diesen Jahreszeiten wird es gewiß keiner bedauern, seine Schritte der Au zugewendet, sie als aufmerksamer Beobachter immer wieder durchwandert zu haben. Allerdings fehlt der Reiz pittoresker Landschaftsformen, wie er im Gebirge das Auge entzückt, oder wellenatmender Unendlichkeit, wie er am Strande Herz und Sinne weitet. Aber es hat der Au trotzdem nicht die schwere Unbegreiflichkeit, die horizontale Breite an, die auf der Ebene lastet. Denn im Auenwalde herrscht noch fast unbegrenzt ein frischer, fröhlicher Wettbewerb der Gewächse um Licht und Luft, um feuchtes Wasser und nährenden Erdräume und das bedingt einen fortwährenden Wechsel der Pflanzenarten, hoher Wipfel und niedriger Büsche, so daß dieses Bild niemals ermüdend zu wirken vermag.

Deutscher Waldeszauber kann nirgends tiefer, inniger und wirkungsvoller zur Geltung kommen als in der Au, wo das bunte Durcheinander der verschiedensten Pflanzenformen schon ein wenig an Tropenwälder mahnt, wenn auch das Heer der Schlinggewächse und Baumschmarozer und damit der etagenmäßige Aufbau des Ganzen fehlt. Die beständige Feuchtigkeit in Luft und Boden ermöglicht eine Fülle des Pflanzenwachstums, wie sie üppiger unter unseren Breiten nicht denkbar ist. In der Au herrscht lieblicher Wechsel, stimmungsvolle Harmonie, frei geartetes Leben, ist jeder einzelne Baum ein unverfälschter Spröß der Mutter Erde, jeder einzelne ein scharf ausgeprägter Charakter, ein Kabinettstück in seiner Art, das bald mit dem schönheitsstrunkenen Auge des Künstlers, bald mit dem

geschärften Blick des Forschers zu betrachten, doppelten Genuß gewährt. Die innige Verflechtung von Wald, Röhricht und Wasser ist es, die ihren Zauber ausmacht und so wechselvolle, liebliche Landschaftsbilder zu erzeugen weiß. Und gerade in der Au, wo die verschiedensten Waldbäume nicht in aufgedrungener Gemeinschaft, sondern in freier Wahl sich nachbarlich gesellt haben, tritt uns das Charakteristische unserer einzelnen Baumarten deutlich vor Augen, kommt uns die Eigenart jeder einzelnen erst recht zum Bewußtsein.

Ehe der Winter ins Land zieht und all die vergilbende Pracht mit seinem weißen Tafel zudeckt, beginnt an schönen Herbsttagen die wahre Glanzzeit der Au, wo an allen Sträuchern die bunten Beeren reifen und zwischenernde Scharen durchziehender Wandervögel sich zu hastigen Mahle niederlassen. Welch köstliche Farbentöne stellt aber erst das Laub all der verschiedenen Baumarten zusammen! „Wer jemals diese Pracht und Herrlichkeit,“ so sagt Dr. A. Ribbeck in einem längeren Aufsatz im „Kosmos“, „selbst geschaut hat, unflutet vom klaren Lichte eines schönen Herbsttages, während die Sonne sich in den klaren Wassern spiegelt und in den Riffen die Schreie der Wandervögel verhallen, der wird zugeben müssen, daß gerade die Au einzigartig schön ist, daß ihre Reize es mit denen jeder anderen Waldart aufnehmen können.“

Allerlei.

Denkmal für William Stead. Die englischen Journalisten haben beschlossen, dem mit der Titanic untergegangenen Friedensapostel William Stead ein Denkmal zu errichten. Zu diesem Zwecke ist unter den Journalisten eine Sammlung errichtet worden.

In diesem Zeichen wird er stehen! Einen „Aufruf an das deutsche Volk“ erläßt, dem „Berliner Börsen-Courier“ zufolge, der — Theaterdirektor von Frankenhäusen. Er fñßt wie folgt ins Horn:

„Auf, ihr Deutschen und erwacht!
Von eurem größten Dichtergenius, der für Euch lebte,
Ist, hungerte und starb, wird
das Meisterwerk
„Kaba le und Liebe“,
ein bürgerliches Trauerspiel, aufgeführt.
Zum Beweis, daß ich mir mein junges Herz und meine
Neben zum Schönen bewahrt habe, lasse ich dieses Meisterwerk
mit einer Pracht an historischen Kostümen ausstatten, wie sie
hier noch niemals gesehen worden ist und wohl auch nie mehr
gesehen werden wird.
Gefegnet sei das Andenken Friedrich Schillers!
In diesem Zeichen werden wir stehen!“

Das Pathos des Herrn Theaterdirektors ist dem Friedrich Schillers beinahe kongenial!

Reform unserer Zeitrechnung. Unter dem Titel „Tretten manader's aret“, „Das Jahr mit 13 Monaten“, berichtet der in Kristiania erscheinende „Verdens Gang“. Im Sommer 1912 soll in Genf eine internationale Konferenz zusammentreten zur Besprechung eines wichtigen Vorschlages. Dieser geht dahin, das Jahr in 13 Monate zu 28 Tagen einzuteilen. Das ergibt 13 X 28 = 364 Tage. Der Neujahrstag soll kein besonderes Datum haben, sondern gewissermaßen die Uebererchrift des Jahres bilden, z. B. Neujahrstag 1913. Ihm folgt dann Sonntag, den 1. Januar 1913. Jedes Jahr, jeder Monat, jede Woche beginnen mit Sonntag und enden mit Samstag, jede Wochentage haben in jedem Monat dieselben Daten, z. B. fallen alle Sonntage auf den 1., 8., 15., 22., alle Samstage auf den 7., 14., 21., 28. jeden Monats. Das Jahr endet Samstag, den 28. Dezember. In einem Schaltjahr wird der Schalttag nach dem 28. Dezember gesetzt. Also: Samstag, 28. Dezember 1912, Schalttag 1912, Neujahrstag 1913, Sonntag, den 1. Januar 1913. Der neue Monat soll zwischen Juni und Juli fallen und Sommermonat oder Sonntag heißen. Eine unschätzbare Erleichterung für unser ganzes Geschäftsleben.

Die erste staatliche Fernsprechanlage in China. In Peking sind, wie die „Zeitschrift für Schwachstromtechnik“ mitteilt, zwei Fernsprechämter errichtet worden, an die 6400 Teilnehmer angeschlossen werden können. Die gesamte Anlage ist von der Regierung übernommen worden, die auch die Leitung des Betriebes besorgt. Beide Anschlußämter haben zusammen bereits 3000 Teilnehmer. Die Sprechstellen sind gegenwärtig nur in der Chinesenstadt und der Tartarenstadt eingerichtet. Die anderen Stadtviertel sollen später mit Anlagen versehen werden. Die Regierung hat für die Herstellung der Fernsprechanlagen

700 000 Mk. ausgegeben. Im Gesandtschaftsviertel war schon eine ganze Reihe von Leitungen seit Jahren fertig, die nun mit den Anschlußämtern verbunden werden konnten.

Hasan und Buffard. Ein Jäger, der auf einem Anstand zufällig Zeuge eines Kampfes zwischen Hasan und Buffard wurde, beschreibt dieses wohl recht seltene Erlebnis in der „Deutschen Jägerzeitung“. Die Zeit vertrieb ich mir durch Beobachtung der einzelnen Hasanenähne, die mit ihren Semmen durch das niedrige Gras stolzierten. Da ließ plötzlich einer der Hasane einen mir ganz fremden Warnungslaut hören. Hinblickend gewahrte ich einen Wuffard, der über dem Hasane einige Male kreiste und dann in saufendem Fluge auf diesen, eigentlich drei Schritte neben ihm zur Erde fiel. Einige Sekunden äugten sich die beiden Vögel starr an, dann stürzte der Hasanehahn in blinder Wut auf den Gegner und es entspann sich ein von mir bis dahin noch nie beobachteter Kampf zwischen Hühner- und Raubbogel. Der Hahn gaderete unausgesetzt und suchte mit Sporn und Schnabel in wahrhaft ritterlicher Weise. Der Wuffard hingegen blieb stumm und brauchte — soviel ich sehen konnte — nur seine Kränge. Ja, selbst die Hasanehähne verhielt sich nicht ganz passiv, sondern stürzte jedesmal, wenn die beiden Kämpfenden zu einem Anlauf gelang schienen, herzu, als wollte sie ihrem Gemahl helfen. Dabei breitete sie den Stof fächerartig aus, ähnlich einer Hühnerchwanztaube, und sträubte die Kragenfedern. Endlich mochte ihr die Sache doch zu unheimlich vorkommen; denn sie stand auf und strich nach einer etwa 100 Meter entfernten Fichtendichtung. Obgleich nun der Hahn allein war, gab er den Kampf doch noch nicht auf, sondern prallte wohl noch sieben- oder achtmal mit dem gefährlichen Feind zusammen. Beim letztenmal schien er aber doch einen sehr empfindlichen Schlag abbekommen zu haben, denn er stieß einen kurzen Klagegton aus, erhob sich dann und strich ebenfalls in die vorerwähnte Fichtendichtung. Der Raubbogel folgte ihm, vermochte den Hahn aber nicht einzubolen.“

k. Die Veräufung der Pflanzen durch die Großstadtluft. Die Ausdünstungen der Großstadtluft, die einmal in großen Staubmassen verschiedener Art, worunter der Kohlenruß eine große Rolle spielt, und ferner mancherlei Gase bestehen, sind nicht nur für die menschliche Gesundheit schädlich, sondern auch für die Pflanzenwelt. In Ortschaften, die durch eine besonders lebhaftes Fabrikätätigkeit ausgezeichnet sind, schwebt der Regen ziemlich beträchtliche Mengen von mineralischen Salzen und teerigen Stoffen herab, unter denen sich auch Säuren in verhältnismäßig großen Mengen zeigen. Der Regen in Städten, wo wenig Fabriken sind, ist viel reiner, aber doch noch längt nicht so frei von betartigen Beimischungen, wie der Regen auf dem Lande. In diesen Unterschieden prägt sich deutlich die Beschaffenheit der Luft aus, da sie vom Regen gleichsam gewaschen wird. In einer wissenschaftlichen Vereinigung für Landwirtschaft in England sind jetzt neue Untersuchungen beschrieben worden, die sich auf die Behinderung des Pflanzenwuchses durch die Verunreinigung der Großstadtluft beziehen. Die Studien bestanden teils in Versuchen mit der Zucht von Pflanzen in Töpfen, teils in Beobachtungen in Gärten und Parks. Es stellte sich heraus, daß die Wirkungen der Luftverunreinigungen von mannigfacher Art sind. Vor allem werden die Poren der Pflanzen dadurch verstopft, namentlich wenn sie in Vertiefungen liegen, wie bei den Koniferen. Außerdem leidet aber auch die Zusammensetzung des Bodens. Die Folgen können verschieden sein und bis zum völligen Absterben der Gewächse gehen. Auch die überlebenden werden zum mindesten schwer geschädigt, wenn die Verunreinigung der Luft einen erheblichen Grad erreicht. Besonders bemerkenswert ist noch die Ermittlung, daß der durch die Luft verunreinigte Regen sowohl den Ertrag wie den Einweißgehalt vermindert, so daß sein Wert als Futter sehr vermindert wird.

Für unsere Frauen.

Aus dem Tagebuch einer Hebamme.

Dem „Vorwärts“ entnehmen wir folgendes ergreifendes Bild aus dem Leben:

Eine junge Frau holte mich. Sie laufe schon lange vergeblich, denn keine Hebamme wolle mit ihr gehen.

Etwas mißtrauisch folgte ich ihr. In einer verrufenen Straße des Südostens wohnte die Hilfsbedürftige. Im dritten Stock, direkt über dem Pferdestall, lag der winzige Raum, in dem ein schmales Bett ein rachtisch aussehendes junges Weib aufnahm. Zwei wacklige Stühle, ein kleiner Tisch und ein Messerford machten das dürftige Mobiliar aus.

Die Frau wand sich vor Schmerzen und ein Freudenchein glitt bei unserem Eintritt über ihr breites, gutmütiges Gesicht. — Sie war eine Prostituierte und die hilfreiche Freundin eben-